



Lichtenberg Gesellschaft e.V.

www.lichtenberg-gesellschaft.de

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter tuprints, dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to tuprints, E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter www.lichtenberg-gesellschaft.de

In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see www.lichtenberg-gesellschaft.de

Elazar Benyoëtz

Ein Morgen letzter Hand

*Ein weites Feld,
zeitbedüngt*

Wo du nicht bist,
da könnte es dich geben;
du gehst daneben

Es ist alles
in deiner Hand
und doch ziehst du immer
den Kürzeren

Nimm dich in Acht,
schau dich um
und sieh dich vor,
wenn du dich
sehen kannst

*Auch das längste Leben
wiegt den Augenblick
nicht auf*

Wie hat man sich
ein volles Leben
vorzustellen?
Und ist ein volles
auch ein erfülltes?

*Die Wanduhr
lässt die Wand
nicht stehen,
sie tiecklt,
sie traklt*

Die Momente
schwinden,
es bleibt
der Augenblick

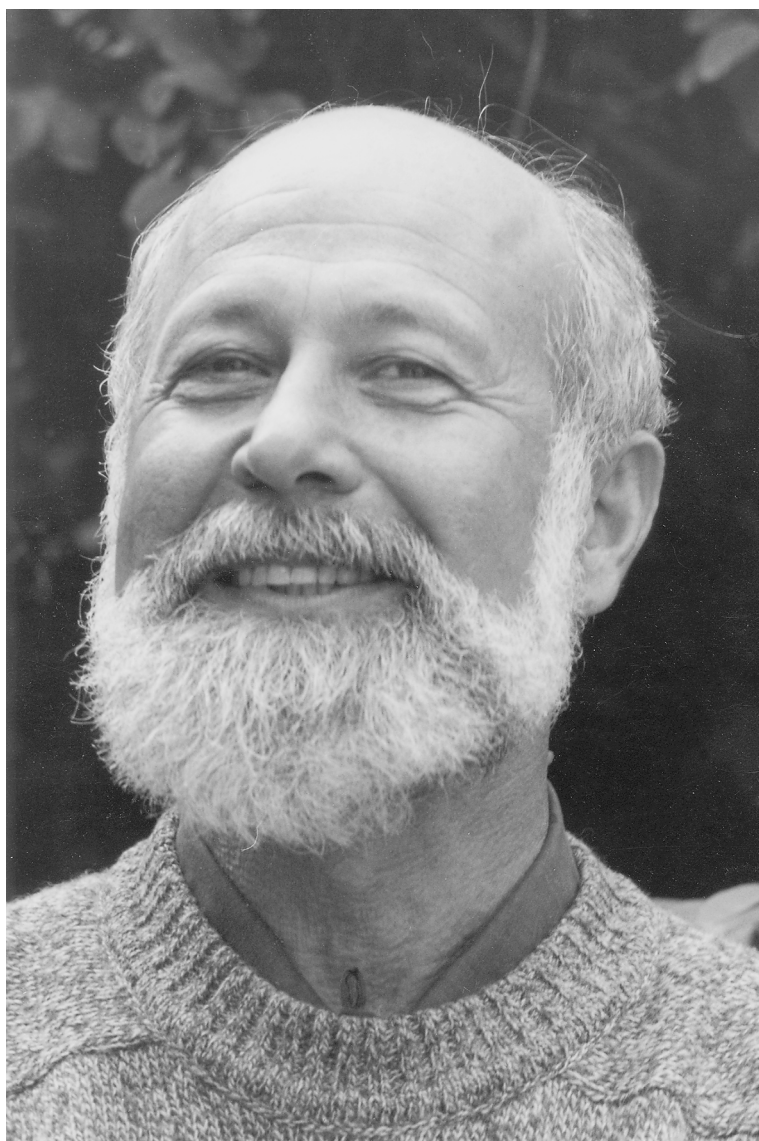
Der Augenblick –
das in der Zeit
Unerfüllbare,
das auch bis zum Tod
nicht vergeht

Die letzte Stunde
schmeckt
wie das letzte Wort,
das sie für sich behält

Thales sagte,
dass Leben und Tod
ganz gleich seien.
Ein Anwesender
fragte ihn:
„Warum stirbst Du
denn nicht?“
Er antwortete:
„Weil beides gleich ist.“

Nimm was du hast,
tu was du kannst;
du kannst nicht viel,
du hast nicht wenig.
Bleiben wird,
was du nicht weißt

Im Anfang
war das Wort:
ausgesprochen,
aufgerichtet,
unantastbar:
von Anfang an
in Poesie
zu verwandeln
und nicht
in Fleisch
und Blut
Wortbetaut
erwacht mein Sinn
zur Sprache



Elazar Benyoetz (Photo: Hannah Satz)

*Ich komme nicht
in Betracht;
worthaltig
bleibe ich
in Sicht,
vom Ganzen
abgesehen*

Mein letztes Wort –
der Anfang meines Buches

*Die Überwältigung
der Sprache
durch die Sachen*

Im Anfang
war das Wort:
Es werde Licht!

Bei Licht besehen
war das Wort
nicht mehr im Anfang

„Am Anfang,
an ihrem Aufblühen,
muss die Sprache
ein höchst
anmutiges Spiel
gehabt haben;
alle Organe scheinen
feiner gewesen zu sein,
besonders das Ohr,
auch bei Griechen
und Germanen

Der große Flexionsreichtum muss spätestens schon zugleich mit dem sachlichen Sprachschatz, ja vielleicht schon früher vorhanden gewesen sein, und so wird man das Werkzeug in seiner Vollkommenheit schon vor dem Gebrauche besessen haben, so dass man schon alles Mögliche hätte sagen *können*, als man nur erst wenig zu sagen *hatte*.

Erst das rauhe,
geschichtliche Leben
und die Überwältigung
der Sprache
durch die Sachen,
durch den Gebrauch,
stumpften sie ab.“
Jacob Burckhardt

Wir bleiben hinter unserer Sprache zurück, und müssen uns mit unserem Wortschatz begnügen.

*Das Zugängliche
bedarf keiner Einführung*

In sich gehen und sehen,
wer man ist;
aus sich heraustreten
und sehen,
wer man nicht ist;
an sich die Frage stellen,
wozu das eine,
wieso das andere

Man kann in sich gehen
und auch da sich verlieren

Er geht,
sein Leben
wie einen Hund
an der Leine führend

Er denkt,
er dächte,
und würde gern

*In einer
traumlosen
Welt
von Menschen
träumend*

kommt er
zur Vernunft
und auf
den Geschmack

Er hat die Wahl;
er spricht
für sich

*Mit bestem
Willen*
ausgestattet;
mit größtem
Wissen
ausgerüstet;
aufgeklärt,
gottähnlich,
selbstherrlich –
und nur ein
Mitmensch

Wird das Nachdenken
bedenklich,
schaltet das Denken sich ein

Denken –
sich verjenseitigen

Das Denken muss
im Fluss bleiben,
auch wenn die Gedanken
dabei ertrinken

Ich lebe in einer Stadt,
die Ewigkeiten
hervorbringt
und verzehrt.
Da gibt es keine Zeit,
nach einem Sinn
zu fragen.

Es ist hier alles
von Bedeutung
und felsenfest.
Bei Licht besehen,
bei diesem grellen Licht,
werden Fragen nicht laut
Es ist nicht alles schlechthin
und nicht alles weither

Ein offenes Haus,
hinter Schloss
und Riegel

Ein Dichter,
innerhalb eines
Außerhalbes

Er treibt
seine Zeilen
auseinander,
offen zur Nacht

„Es lag nicht in der Art
seines Schicksals,
gehört zu werden.“
Friedrich Sieburg

*Der Glaube an Gott
macht auch den Zweifel aus*

Der Zweifel
kann außer Glauben,
nicht außer Zweifel
setzen

Der Glaube
ist sowohl
die Verteidigung
als auch
die Rechtfertigung
Gottes

*Zeitigen –
ein Ende setzen*

Zeit –
das älteste Klagelied

Im Erzählen
wird die Zeit
so kurz wie lang

Erzählen –
zurücklaufen,
weitergehen,
entrinnen

Wir sind einseitig,
aber auch jenseitig

„Komm in den totgesagten Park“

Mit Luther und lange nach ihm
„lagert der Cherubim,
mit einem bloßen
hauenden Schwert“
den Baum des Lebens
schützend –
vor dem toten
Garten Eden

Schöpfung und Mundwerk

Der Glaube
kommt von Gott,
die Überzeugung
von der Schlange

An den Glauben
kann man sich halten,
an der Überzeugung
geht man zugrunde

Bäume der Erkenntnis

pflanzen wir
mit eigener Hand;
Bäume des Lebens
fällen wir täglich;
keine Schlange
interessiert sich
für uns

Mehr Wissen
ist nicht mehr
Licht.

Das Mehr
gibt es mehrlich
nicht mehr,
und mehr Wissen
wäre auch nicht
„mehr Licht“

Weit gegangen,
hoch gekommen,
außer Frage
stehen wir
und wissen,
wo wir stehen
und nicht,
wie tief

Allmacht bekommt,
wie Zufall auch,
alles zugeschrieben

Wo das Evangelium
gepredigt wird,
da wird
ein Stück Judentum
erobert,
nicht überwunden

Unvorstellbar,
dass Gott
an Gott glaubte.

Er ist dem Glauben
unzugänglich;
nur Fragwürdigkeit
reicht an ihn
heran

„Eine Gottheit der Treue, ohne Falsch, bewährt und gerade ist er“ (5. Mose/Reden 32, 4) – so in Bubers Verdeutschung; bei Luther war er schon „Gott der Treue, gerecht und *fromm*“; nach Abraham J. Heschel muss Gott selbst beim Glauben bleiben, denn *El Emunah* hieße „Gottheit des *Glaubens*“. Er ist nicht nur derjenige, der Glauben spendet, sondern der selbst glaubt. Also *glaubt auch Gott*, und wer wagte auch, dies zu bestreiten.

Ein Gott, der selbst nicht glaubt, kann Glauben nicht fordern. Er fordert aber nicht das Erforderliche, auch nicht das Notwendige, sondern das *allseits* Zwingende, denn er ist eben *El Emunah*, eine „Gottheit des Glaubens“.

Das ist theologisch gedacht und muss schon darum stimmen.

Die tiefste Bindung ist auch die höchste Freiheit und die Erlösung schlechthin.

Das macht die Übersetzung möglich. Man freut sich darüber und fragt sich dabei, ob Gott nicht zu sehr von Übersetzern abhängig gedacht wird.

In einem geistreichen Augenblick würde ich sagen: Die Übersetzung selbst ist eine ursprüngliche Quelle des Glaubens; man denke nur an ihre erste Hochleistung – die Septuaginta

Wie stark der Glaube
von seiner ersten Übersetzung
abhängt,
lehrt uns so hinlänglich
wie einprägsam
das Evangelium

Übersetzungen schaffen das Übersetzbare
und den Rest, der nicht aufgeht,
aber immer kleiner wird

Christus
ist nicht der Messias
und doch seine Übersetzung

Das sagt einiges
über die Übersetzbarkeit
alles Übersetzten

Franz Rosenzweig
nannte das Übersetzen
„eine messianische Tat“

Übersetzungen sind vollendete Tatsachen,
was Originale nicht sein können,
solange die Kommentatoren
am Werk sind

Theologie ist mit der Übersetzung der Siebzig geboren.

Es war vorher nicht darum unmöglich, weil man das Original nicht kannte,
sondern weil das Original Gott selbst war.

Das von Gott Gesprochene hatte keinen theologischen Hintergrund und keinen anderen Sinn denn im Erfüllen seines Wortes, seines Anspruchs.

Theologie regt sich, wo immer das Wort Gottes an eine zweite Sprache, deren Begrifflichkeit anstrengend, ergeht.

„Denn die hebräische Sprache hat viele Wörter, die da singen, loben, preisen, ehren, freuen, betrüben heißen, da wir kaum eines haben, und sonderlich in göttlichen heiligen Sachen ist sie reich mit Worten, dass sie wohl zehn Namen hat, da sie Gott mit nennet, da wir nichts haben als das einzige Wort Gott, dass sie wohl billig eine heilige Sprache heißen muss.“ (Martin Luther)

Der Hebräer hat seine Mündigkeit in Gott und führt Gott, in Gottes Namen, nicht im Munde

Das hat seinen Grund
und dieser ist
von Sinai her und
von Abraham an:
messerscharf,
einschneidend
und nicht zu erschüttern.
Weil man sich das alles
nicht überlegen kann

Auch Auferstehungen
gehen tödlich aus

Theologie –
Gottes Nähe
mit fremden Augen suchen

*Unvorstellbar,
verstellt*

Mit einem Schlag
werden Mörder
und Opfer
blutsverwandt

Es ist leichter
zu fassen,
als zu sagen,
so einfach
es sich
auch sagen lässt

*Hiob stellt
einen Weg dar,
den Gott
zurücklegen muss*

Das Müssen
Gottes
steht in seiner Macht

Der Freiheit Muss
ist Gottes Antwort
an Hiob

*Ironie –
Hochmut der Demut*

Kniefällig
steht der Ironiker
über den Dingen

Ironisch gewordene Ironie
ist wie ein theatralisch
gewordenes
Theater

Die feinste Ironie,
einmal gepackt,
ist ein grober Sarkasmus

Ironie –
der dünnste Streifen,
über den ein Lächeln
noch wandeln kann

*Auch das Schweigen
schlägt zu Buche*

Schweigen –
das unerhört Vernehmliche
eines jeden Worts

Auch Schweigen
hat seinen Fettgehalt

Was ich verlaublich,
bestimmt auch mich

Das Schweigen
ist heute nur noch
eine Ausrede

*Ist das Stück zu Ende,
war es kein Theater*

Um sich etwas
vornehmen zu können,
muss man es sich
vorgemacht haben

Ihr habt gehört,
gewiss,
doch wer seid Ihr?

Und wie lange
kann man auch
am Hören bleiben
und am Zu

hangsam
langsam

Es ward Euch gesagt,
gewiss,
wie wardlich aber
und wie wahr

Die Augen gehen über,
das Hören vergeht,
es bleibt
vom Hörensagen
das Geschaute

Kathedrale

Hinschauen wie Zusehen
sind unermesslich;
die Stimmen füllen den Raum,
es geschieht nichts darüber hinaus.
Gesangbücher gehen von Hand zu Hand,
Gebete werden gebrochen wie Brot.
Das Unermessliche ist endlich,
es verhallt.
Der Raum entlässt die Erfüllung,
sie geht leer aus
ins Blaue

Die Kathedrale
geht für die Kunst ins Feuer,
ohne Glut und Asche.
Die Kirche ist verlegen,
feuerdicht hält sie sich über Wasser
und bleibt im Dorf

Die Kathedrale
steigt im Namen der Kunst
in den Himmel.
Das Raumerlebnis
sinkt als Kunst zu Boden.
Das Wunder war
die Phantasie des alten Glaubens

*Fantasie gaukelt uns
das Naheliegende vor*

Geschichte –
die aufgehende Rechnung
des Verspielten

Das Unzeitgemäße,
in die Zeit geworfen,
macht die Stunde aus,
die Alfred Mombert heißt

Zauberwort,
Weisheitsspruch
und Brief –
Formen,
die nie entdeckt werden
mussten

Was die Erzählung
suchen muss,
findet der Brief
schon mit seiner
Anrede

Nirgends bin ich mir so nah,
wie im Aphorismus,
im Brief aber
werde ich mir
ähnlich

mit psalm
und ketzerwort,
bei kerzenlicht,
vor einer leeren wand

geneigt,
gebeugt
worüber

ich denke mir,
bei mir,
vor mich hin

ghetto,
gittergras,
zittergrün

von alters her
zum alter hin

vom roten meer
zum toten
noch gibt es mich
es ist mir neu

Bibliographisch-seraphisch
Für René Dausner

Die Nächte bringen mich
um die Tage,
die Bücher saugen das Licht
meiner Augen:
sie haben nichts davon,
ich habe nichts von ihnen.
Buchstaben tanzen
wie die Mäuse
über meinen Tisch.
Sie fressen aus meiner Hand
salomonische Bröckchen.
Manche ersticken daran,
manche sehen das große Licht
steigen aus einer alten Scharteke.
Manch Buchstabe bleibt bei mir,
aus Treue, in Erwartung:
Es kommt vielleicht
noch ein Satz vorbei
und trägt ihn fort.
Heilige Bücher, hebräische,
weite Wege gegangen
und nun aus dem Leim
Wohin trug mich die Sehnsucht,
wohin ging mein Leben,
als ich mich wähnte,
über Gott gebeugt

Ich bin schon Gast
in meines Vaters Alphabet
„in der Hofsprache des Himmels,
ich meine die hebräische,
mit Feuer am Himmel geschrieben“
Lichtenberg an Jacobi, 6.2.1793

*Von den Anfängen
Um einige Ecken herum
Für Michael Bongardt*

*Ohne Vorsatz
schreibend,
entstehen meine Sätze*

Die Grenzen des Satzes liegen nah.
Wie groß muss der Sprung sein,
um mit einem Satz die Grenzen
hinter sich zu bringen.
Die naheliegende Grenze
zwingt zum Sprung,
ermöglicht keinen Anlauf.
Der Sprung wird
zum Absprung.
Mit einem Satz
lässt man sich
nicht sehen,
mit einem Satz
kommt man doch
zu Wort

„Ich sage euch aber:
Über jedes müßige Wort,
das die Menschen reden –
Rechenschaft
müssen sie darüber geben
am Tag des Gerichts.
Denn: Aus deinen Worten
wirst du gerecht gesprochen,
und aus deinen Worten
wirst du verdammt.“

Matthäus 12, 36–37,
übersetzt von Fridolin Stier

„Im Anfang war das Wort
und kein Anfang.“
Sahadutha

„Ich ging an meinem Leben vorbei
und es gefiel mir.“
Lazarus Trost

Er kommt nicht aus dem Fragen heraus, so sehr fürchtet er die Antwort.

Alles hat seine Zeit, nur er, weil er gehen muss, ist allerwegs im Kommen.

Er nimmt seine Zeit in die Länge, als wäre er ihre Ausdauer, ihre Dehnbarkeit.

Er kann von ihr nicht ausbleiben, ihrer auch nicht innewerden.

Es ist alles Lebzeit, der Tod nicht inbegriffen, wiewohl auf Zeit

Aphoristik ist keine Gattung unter anderen, sondern zwischen anderen; sie eignet sich von allen etwas an; im „Er-Aphorismus“ sogar „Epik“. Im epischen Kern ist das „Er“ gerettet; der Aphorismus wird zu einer Einsatzgeschichte.

Davon abgesehen, ist „Er“ eine übermütige Form von Feigheit; die nichtvornehme Art, von sich zu sprechen

Das Buch
mit einem Wort
ein- und auszuläuten:
darüber dachte er nach,
darauf hat er gehofft,
daran ging er zugrunde
Er mochte seine Gedanken
nicht in Gesellschaft
vieler Worte sehen.
Aus einer Wurzel,
aus einer Wortwurzel –
ein Baum
der Erkenntnis
und des Lebens.
Die feinnervige,
minnige
Minerva
hatte es ihm angetan.
Mit einem Wort
brachte ers zum Buch,
nicht auf den Markt.
Die Druckkosten wären zu hoch,
die Bereitschaft,
ihm sein Wort abzunehmen,
zu gering.
Wie man sich die Freiheit nimmt
zu sagen, was sich nicht gehört,
nahm er sich das Leben,
das ihm nicht gehörte.

Für seinen Nachlass
sah er den Titel vor:
*Minervas Nerv
und ihr Kitzel*

ErIch
„Bald konnte er
archaisch lapidar
schreiben,
bald war er der Neueste.
Dann ist er schwebend,
unstet,
zaghaft,
vieldeutig,
fein bis zur Schmerzhaftigkeit,
sehnsüchtig
und daher
sprachlich dem Eros
verpflichtet,
meist nervös,
eilig,
und da seine Klänge
spitz sind
und schrill,
verehrt er mit Recht
die Zikaden“

Ferdinand Lion

In jeder Literaturgattung entwickelt sich das Bekenntnis durch alle Farben, bis endlich die eine erglüht und alle anderen aus dem Blickfeld schlägt.

Wo sind aber die Farben für den Aphorismus zu holen?

Allein für „Rot und Schwarz“ muss ein ganzer Roman herhalten

Aphoristik als Geistesart ist zwischen Aristokratie und Namenlosigkeit
angesiedelt

Man kommt nicht zur Sache, ehe man sich beseitigt hat; wer ist dann aber
der zur Sache kommt

Verfolgungen haben ihre Verfolgerichtigkeit

Dass wir einen Gedanken verfolgen, bedeutet, dass wir alles, was uns durch
den Kopf geht, ausschalten. Dass wir es tun, ist zu bedauern.

Den Gedanken zu Ende verfolgt oder auf halbem Weg eingeholt, stellen wir fest, dass wir die zu ihm gehörige Landschaft hinter uns gelassen und aus den Augen verloren haben. An allem vorbei, gelangten wir ans Ziel

Warum soll ein Gedanke aber verfolgt werden.
Gingen wir ihm nach, es würde auch nichts ändern.
Was uns durch den Kopf geht, ist gut für den Kopf
und reicht fürs Denken aus.
Es sind nicht nur Gedanken,
die uns durch den Kopf gehen

Ich will meinen Gedanken begegnen, ins Gesicht schauen,
wenn sie erwachen oder einschlafen, will ihnen nicht nachjagen,
sie nicht nur von hinten betrachten.
Es ist mein Gewinn, von dem ich allerdings niemand überzeugen kann,
da es viel leichter einzusehen ist, dass ich dabei jedes Rennen verliere.
Doch ich verliere nicht, ich ziehe nur den Kürzeren,
wie es einem Aphoristiker geziemt.
Der Aphorismus ist kurz und nicht geläufig,
hat aber in sich alle Eigenschaften von Zenons Schildkröte

Gedanken werden gepflügt und müssen auch gedüngt werden.
Ein Teil dessen, was uns durch den Kopf geht, ist Dung.
Der Gedanke übt seine Macht ohne Herrlichkeit aus

Der Satz steht in den Sternen, die Zeile im Fluss
Man weiß immer weniger, was man mit dem Wenigen
gesagt haben will, doch wird man genauer, wenn man weiß,
wovon die Rede ist; allein: hat man damit weniger gesagt oder mehr

Die Sprache, in der wir uns verständigen,
verändert sich von Wort zu Wort,
auch der Logos ist heute ein anderer.
Kein Sinn hält uns fest, da uns jedes Wort
etwas bedeutet oder nicht.
Ohne Sinn ist alles von Bedeutung

Verschreibt man sich dem Gedicht,
hat man sich der Zeile verpflichtet,
nicht darum auch schon der Kürze.
Die Zeile kann einen langen Umweg
zum Satz bedeuten.
Die Zeile meidet das harte Landen
im Gedanken

Die Sprache will – in Gottes Namen – dass auch kleine Geister große Worte sprächen. Worte haben wie Bücher ihr Schicksal, aber auch den Mund, der sie formt. Allein schriftlich fixiert, könnten Worte nicht überleben. Was sie sich einverleiben, das wurde ihnen eingehaucht. Was man „zwischen den Zeilen“ liest, ist das Mündliche. Taucht es im Text nicht auf, taugt der Text auch nicht

Wenn die ersten Buchstaben den Gaumen erreichen, die Wörter sich mit dem Augenlicht vermischt haben, beginnt man mit dem eigenen Rhythmus zu lesen, immer unbekümmerter. Dazu muss man nicht angeleitet werden, der Sinn ergibt sich aus dem Rhythmus, mit ihm erwacht man, wird alle Richtungen gewahr, alles Gehen wird ein Entgegengehen. Mit der Sprache wird man ins Leben hineingewirbelt, man erobert den Tag, Schritt um Schritt, mit einer Melodie gewordenen Sprache, die das Herz umgarnt und immer weiter nach sich zieht

Sätze werden ein- und ausgeatmet. Wer sein Lied vom Satz zu singen weiß, ist jemand geworden – ohne Strich und Punkt

Im ersten Aphorismus ist Kürze Thema und Vollzug

Ob ein Satz kurz ist oder lang, darüber entscheidet seine Auslegung.

Das dafür klassische Beispiel ist Maimonides' Kommentar zu den Aphorismen des Hippokrates, besonders zum ersten, mit dem er, Hippokrates, ohne es beabsichtigt zu haben, Gründer einer Literaturgattung geworden ist.

Der erste Aphorismus ist auch schon seine Definition; er ist heilkundige, nüchterne Diagnose; Quintessenz und Programm.

Seine Nachwirkungen reichen bis heute und in den Morgen hinein –
ein unversiegbares Lebenslied, wiegend und wogend; in allen
Kultursprachen nachgeschnitten, holzgeschnitten, bleifrei,
quecksilbrig: Vita brevis, ars longa; Hajom kazar, hamelacha merubah.

Täglich erwacht man zu diesem Satz, zum ersten Aphorismus, der Auftakt und Schlussfolgerung, Verzagen und Verzögern in sich vereint.

„Das Leben ist kurz, die Kunst lang, die Gelegenheit flüchtig ...“

Am Ende des Tages, weiß jeder: Es geht nicht um die Länge.

Der Tag, wie immer er verläuft, das Leben, wie immer es sich abspielt, sie sind nicht verlängerungsbedürftig, sie haben ihren Rhythmus, der sein Ende nimmt, wie eingegeben. Auch das Ende muss seinen Anfang nehmen.

Erwartungen drängen, Hoffnung lässt auf sich warten.

Es geht im Satz wie im Leben nicht um kurz oder lang, sondern um Fülle und Armut. Auch Kürze kann hinlänglich sein

Maimonides zeigt, was der Satz alles enthalten mag, aber auch, was er in jedem Fall enthalten muss, um das gesagt zu haben, was mit einem Satz zur Sprache kommen will

„Das Leben ist kurz, die Kunst lang“ sprechen die Wimpern, der Augapfel, der Blick, dem Mund vorgreifend. Der erste Aphorismus ist die Übersetzung des ersten

Augenaufschlags.

Der Tag wird dann mit jedem Schritt um seine Länge kommen.

Weil alles in die Länge gehen will, gibt es nur verkürzte Längen.

Was in die Länge geht, verliert seine Spur

Kürze ist Willkür, Askese, Messerschneide.

Die Kürze des Satzes ist die Beschneidung
des Wortes und einschneidend heilig

Niemand als Maimonides wäre in der Lage, einen so majestätischen Satz, wie der erste des Hippokrates, zu schreiben. Bei ihm ist kein Wort ohne Fülle, kein Satz ohne Schlankheit: „Was ich in ein Wort hineinlegen kann, das mag ich nicht mit zwei Worten auslegen“.

„Das versteht sich“, heißt es wiederholt in seinem Kommentar zu den Aphorismen, als Kommentar. Vielfalt muss nicht geschachtelt werden

Vermehren gilt nicht

Wo es um satzhafte Einsilbigkeit geht, zählen die Seiten nicht. Wo noch die Sätze ihre Worte in Erwägung ziehen, und – ihre Tragweite prüfend – in Umlauf bringen, kommts auf die Menge nicht an. Satz um Satz erlangt Aphoristik die Schlankheit ihrer Idee

Mit einem Satz einen großen Gedanken eingefangen, auf den Punkt gebracht und in Gold gefasst. Ein geglückter Aphorismus ist ein unmittelbar beglückender.

Der Aphoristiker – der einsilbige Goldschmied

Das Problem des Aphorismus ist nicht das Fehlen einer Gattungsorientierung, sondern das einer Hörsicht

Auf den Punkt gebracht, und nicht zu Wort gekommen

Aphorismen finden nur als Nebenzweig, Fallobst oder Zittergras gelinde Aufmerksamkeit

Der Aphorismus ist immer so klein oder so groß wie der blinde Fleck einer deutschen Literaturgeschichte, eines deutschen Lexikons.

Was nicht in die Breite geht, wird nicht zu Ansehen kommen

Man muss nicht Gustav Frenssen heißen, aber seinen Jörn Uhl geschrieben haben, um für seine Gedanken, und wären sie noch so wertlos, einen Platz in einer deutschen Literaturgeschichte reserviert zu bekommen

Aphorismen eines Nur-Aphoristikers sind Brocken, die unter den Tisch fallen,
gut für Gockel und Pickpong

Wer sich dem Aphorismus verschreibt, der hat sich verschrieben

Der Aphorismus kann sich durchschlagen, nicht durchsetzen. Er spielt keine Rolle, und die ihn verfertigen, sind nicht im Gespräch, als würden sie nicht zur Literatur gehören. Nun, gehören sie?

Ob übergangen, ob überrollt, gleichviel

Was Literatur ist, dass Literatur sei, bestimmen Autor und Leser.

Aphorismen sind nicht zum Lesen, sind keine Lektüre, sie schlagen ein, werfen um, reizen auf, schmettern nieder. Wenn das nur stimmte, wenn auch nur das!

Zum Lesen gibt es an einem Aphorismus nichts. Einmal mit den Augen darüber gefahren, schon ist man über die Grenze, am Fuße der Alpen

Wer hat schon die Kraft, und wer die Geduld für einen einzigen, sich anmaßenden Satz. Aphorismen haben keine Leser, weil Aphoristiker keine Bücher schreiben.

Was das Buch ausmacht, ist nicht Umbruch, Druck und Einband, sondern, dass man es lesen kann und es gelesen wird.

Begabt genug, sich vieles einfallen zu lassen, sind Aphoristiker selten dazu fähig,

Satz um Satz hervorzubringen, Satz für Satz mit Sinn zu füllen.

So ist auch ihr Reichtum ein Armutszeugnis

Der Ehrgeiz des Aphoristikers geht dahin, mit jedem Satz ein Buch ersetzen zu wollen, überflüssig zu machen; im Namen des für sich stehenden Satzes, setzt er sich vom Buch ab.

Jeder Satz wäre demnach schon ein Buch, ein Satzbuch, die Riesenbibliothek eines Glühwürmchens.

Schlagfertige, um sich schlagende Sätze, schlagen aber nicht zu Buche.

Ist ein Aphoristiker, der viele Bücher ersetzen, verdrängen, ungeschrieben machen will, nicht selbst auch ein Feind der Literatur. Verdient er die Ehre, die er anderen abspricht?

Jeder Satz ein Schlageinfall

Aphorismenbände sind zum Aufschlagen, nicht zum Lesen, und sie erzeugen nicht, was sie sollten: die Lust am Wort; das Denken-Satz-um-Satz

Das Denken ist ein Gestrüpp, die Denkwege sind heillos überwuchert.

Sich kurz fassen ist eine Sache, nicht umständlich denken eine andere.

Sätze haben auf alles gefasst zu sein und anschlussfähig zu bleiben.

Worte müssen füreinander sein: Wort für Wort.

Aus dem Dickicht treten dicke Bücher und walzen die Worte platt.

Der Sprache wird ihr Mitspracherecht entzogen

Die beste Aufklärung – Einsicht gewähren in sich

In seinen Tagebüchern spricht Kierkegaard von einem „*Aufstand der Worte, der gefährlicher ist als alles*“. Die Worte, aus Verzweiflung über die Herrschaft des Menschen, stürzen sich aufeinander, um sich von dieser Herrschaft loszureißen.

Das Verzweifeln der Worte ist die körperliche Erfahrung des Aphoristikers; sie drückt gleichsam eine Krise der Erkenntnis aus, die mit Haut und Haar nur von Dichtern begriffen wird. Dichter haben die Fähigkeit, gegen sich zu denken.

Das gibt ihnen den Vorrang im Reich der Wörter. Der Aufstand der Worte findet ja in keinem Mund statt. Darum sagt Novalis auch: „Man kann die Poesie nicht gering genug schätzen.“ Sprachbedingte Einsichten lassen sich von keiner Anschauung bestätigen. Ein Wort gibt das andere: So entsteht die Gegebenheit, die von keiner Tatsache anerkannt werden will

Auch ein Dennoch hat seine Aberlinge

Auf Vieldeutigkeit bildet man sich viel ein, aber auch Eindeutigkeit ist nur gedeutet.

Einbildungen sind nicht handfest, aber griffig. Also steht auch Vieldeutigkeit im Wort

Lebt der Aphoristiker nicht zu sehr auf Kosten des allabendlich aufgehenden Mondes? Ist seine Kürze nicht mondscheinbar?

Unter der Sonne ist doch alles nicht kurz und gut

Einfälle gehen ohne Rechnung auf. Es ist nicht gesagt, dass Andeutungen kürzer sind als Deutungen

Stiefbruder in Apoll

Apollon,
nicht Dionysos,
begeistert den Seher
und die Sibylle
zu hellseherischem
Wahnsinn
Und die Ekstase weckende
Flötenmusik,
nicht die Kithara des Gottes,
herrscht
in seinem
delphischen Kultus

Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf

Die Kunst
wirkt eben noch
im Exzerpt, in Kontur,
in der bloßen Andeutung,
ja noch sehr stark
im Fragment,
seien es Skulpturen
oder Stücke von Melodien

Jacob Burckhardt

Aber Apoll,
der nicht verschweigt
und nicht sagt,
sondern andeutet,
wird nicht mehr verehrt

Friedrich Schlegel

Man macht aus sich, was man kann, klug aus sich wird niemand

Und geht es auch Schlag auf Schlag,
und hat man auch die Lacher auf seiner Seite,
wie lange kann man lachen.
Selbst der Witz verträgt die Lacher nicht,
wenn sie sich nicht kugeln.
Kugelwitze sind aber auch schon etwas mehr,
als brillante Aphorismen.
Wobei man doch nicht fragt, wenn man sich gekugelt hat,
was ein Witz wohl sei. Was aber ist ein Aphorismus?
Man kann nicht einmal sagen, was er nicht ist.
Ein deutscher Satz ist schon eine Chinesische Mauer

Sprüche der Väter

Die Geschichte, die mir in früher Jugend Eindruck machte, steht in den Sprüchen der Väter 2, 10-14. Sie endet allerdings woanders, und tragisch genug, doch hier soll nur von Anfängen die Rede sein

„Fünf Schüler“, so wird berichtet, „hatte Rabban Jochanan, Sohn des Sakkai, und diese sind es: Rabbi Elieser, Sohn des Hyrkanos, Rabbi Josua, Sohn des Chananja, Rabbi Simon, Sohn des Nethanel, und Rabbi Elazar, Sohn des Arach.“

Das sind die fünf mit ihren Namen und der Väter Namen. Alles was zählt und später wiegen soll, hat seine Deckung im Namen. Fünf Schüler, die Väter gewor-

den sind und Säulen der Lehre werden sollten, hatte Rabbi Jochanan, der Größte seiner Zeit, von dem die Zukunft Israels und seine Lehre abhing, in seinem autorisierenden Blick, geprüfte Säulen der Überlieferung, Eckpfeiler.

Die Namen nehmen einen ganzen Paragraphen in Anspruch, das hat seine Majestät und erinnert an Marc Aurels Selbstbetrachtung, deren Anfang aus lauter Namen besteht, an die er den Dank seines Daseins knüpft

Es folgt eine Kurzcharakteristik der fünf Schüler:

„Er – Rabbi Jochanan – zählte ihre Vorzüge auf: Rabbi Elieser, Sohn des Hyrkanos, ist eine verkalkte Zisterne, die keinen Tropfen verliert. Rabbi Josua, Sohn des Chananja: Heil der, die ihn geboren. Rabbi Josse, der Priester, ist ein hervorragend Frommer. Rabbi Simon, Sohn des Nethanel, ist ängstlich gewissenhaft, und Rabbi Elazar, Sohn des Arach, ist wie ein sich stets verstärkender Quell.“

Der Meister kennt seine Schüler, erkennt sie im Wesen. Das Wesen wird mit einem Wort erschlossen und meist in ein Bild gesetzt.

Fünf Schüler, Vorzugsschüler hatte Rabbi Jochanan, und nun hatte er sie charakterisiert – von ihrem Wesen her.

Der Meister hat aber seine Neigung – schon im Sinn der unmittelbaren Nachfolge – und macht seinen Favoriten bekannt:

„Er pflegte zu sagen: Wenn alle Weisen Jisraels auf einer Waagschale wären und Elieser, Sohn des Hyrkanos, auf der andern, würde dieser sie alle aufwiegen. Abba Schaul sagt in seinem Namen: Wenn alle Weisen Jisraels in einer Waagschale wären und Elieser, Sohn des Hyrkanos auch mit ihnen, und Elazar, Sohn des Arach, in der anderen, würde dieser sie alle aufwiegen.“

Nun werden die Schüler geprüft, jeder gibt seine Antwort auf die Lebensfrage, die der Meister stellt. Mit ihren Sprüchen charakterisieren sie sich selbst, die Sprüche weisen sie zugleich als Väter aus, denn mit ihnen kommen sie nun auch in den Sprüchen der Väter zu stehen

„Er sagte zu ihnen: Gehet hinaus und sehet, welches der gute Weg ist, dem sich der Mensch fest und innig anschließen soll.

Rabbi Elieser sagt: Ein gutes Auge. Rabbi Josua sagt: ein guter Genosse zu sein. Rabbi Josse sagt: Ein guter Bürger zu sein. Rabbi Simon sagt: Das Werdende vorauszusehen. Rabbi Elazar sagt: Ein gutes Herz.

Er sagte nun zu ihnen: Ich finde richtiger die Worte des Rabbi Elazar, Sohn des Arach, als eure, denn in seinen Worten sind eure Worte enthalten.“

Die Frage wird im nachfolgenden Paragraphen variiert, sie ist für uns hier nicht mehr interessant; interessant für den Jüngling von dazumal war die Feststellung, dass auch auf höchster Ebene eine wichtige Frage fünffach beantwortet wird, wobei jede Antwort für sich steht und für den, der sie gibt; vor dem Meister bestehen, Gültigkeit also beanspruchen, kann aber nur eine. Doch nicht,

weil sie die bessere ist – eine wird immer die bessere sein –, sondern weil sie alle enthält

Antworten und Charakteristiken in diesem Zusammenhang haben immer etwas „Chinesisches“ an sich, es geht hier also nicht um geistreich oder scharfsinnig.

Eine Frage wird gestellt, Antworten werden geliefert, der Rest ist bei uns.

Was aber stehen bleibt ist das Fünffache der Antwort und dass nur die eine Geltung hat, weil sie alle fünf enthält, und – die Folgerung: So kommt der EinSatz zu stehen und zu sich

Die Seite, der Satz, der Einsatz, die Zeile

Die Leere einer Seite ist der Glanz, den sie nach und nach verliert.

Sätze fallen nicht auf, mitunter springt einer ins Auge.

Die Zeile ist der Schmelz des Satzes.

Ein Satz auf dem Sprung, das ist der EinSatz.

Der EinSatz nimmt die Seite für sich ein und verhindert das „bitte wenden“

Mit einem Satz beim Wort angelangt

In den Satz hineinschlüpfend,
entzieht sich das Wort
meinem Zugriff

Der Satz ist die Muschel
des Wortes

Der Einsatz –
die Mündigkeit
des Einsilbigen

Der Spruch
bringt den Satz
aus der Fassung

Aphorismus –
eine prosaselige
Gedichtzeile

Geschrieben und sich dabei gedacht

Man schreibt und denkt sich etwas dabei – das sich breit macht oder gar nicht hineinkommt. Was man sich „dabei denkt“, gehört nicht zur Sache, macht aber vieles aus. Wie weit reicht unser Verständnis des Geschriebenen, wenn wir das Dabeigedachte außer Acht lassen.

Was wir uns dabei gedacht haben, als wir zu denken glaubten, das glauben wir nach wie vor zu wissen, daher: „ich meinte damit“, „es sollte, müsste heißen“,

„ich hatte die Vorstellung, die Erinnerung, den Wunsch ...“, „es sei im Sinne von ...“, „ursprünglich, nebenbei ...“.

Je weniger wir von uns wissen, desto mehr geben wir zu verstehen.

Die Grenze steht fest, liegt nah, Konsequenzen werden in die Leere gezogen, es gibt kein Darüberhinaus.

Was wir bei uns wissen, das wissen wir nicht bei anderen

Meinungen sind keine Aphorismen, sie stechen vom Gedanken ab.

Gedacht – vollbracht.

„Ich habe damit gemeint“ ist keine Möglichkeit innerhalb der Aphoristik

Karl Kraus in Tel Aviv

Paul Engelmann (1891-1965) war zu sechzig Prozent Kraus-geprägt, davon hatte er Hundert Prozent auf mich übertragen. Ich war Kraus-geweiht, noch ehe ich ein Wort von ihm kannte, ja noch ehe ich des Deutschen kundig genug war, um einen Aphorismus von ihm verstehen zu können. Überzeugt, Engelmann sei die Stimme Karl Kraus', hatte ich es auch nicht für nötig gehalten. Ich hatte Kraus lautlich vor Augen, aus all seinen Mundwinkeln und Gesichtszügen traten die Worte hervor, und er – mir zugewandt – presste aus ihnen das Öl, einzig für mich, der ich ohne Verdienste war und doch, wie ich glaubte, gesalbt werden sollte. Dreißig Jahre lang war Paul Engelmann Karl Kraus in Tel Aviv gewesen, „nun werde ich es sein“, mochte ich bei mir gedacht haben. Aber ich war nicht zu sechzig Prozent Kraus-geprägt, mein Denken war hundertprozentig hebräisch und ich kannte keinen anderen Wunsch, als hebräische Gedichte zu schreiben.

Wo immer der Anfang meines Gedankens war, er fand im Vers sein Ende

Paul Engelmann, er selbst, geistvoll und leibhaftig, war meine Poetik

Und das schon bald nach unserer Bekanntschaft, als ich Mut zur Prosa fasste.

Das war begründet in einer Begegnung mit der geringfügigen, unscheinbaren Prosa von Jakob van Hoddis – und in der Lustwandelschaft meiner Freundin Nahida.

Ihre Erotik erwachte durch meine Schrift, nicht unter dem Apfelbaum.

Sie war eine Schriftbewegte mit dem absoluten Gehör und einem Herz für Engelmann, der ihr gern bis tief in die Nacht hinein vorgetragen und -gesungen hat.

Ihr habe ich versprochen, jeden Tag, wenn sie mich besucht, eine handvolle, handgeschriebene Prosageschichte vorzulegen.

In acht Tagen waren es sieben geworden.

Die erste erschien in *Hapoel Hazair* vom 9. 1. 62 und war Paul Engelmann gewidmet

Der schiere, doppelte, zwiespältige Anfang

Tel Aviv, 11. V. 1964

Lieber Benyoëtz!

Endlich nach monatelangen unnötigen Verzögerungen ist jetzt der Prozdor wieder erschienen, und im Ganzen, trotz störender Dummheiten, ein sehr gutes Heft. [...] und ich glaube, dass Ihre Nowloth an der besten Stelle des Heftes und ohne typographische Fehler gedruckt sind, so dass in dieser Hinsicht betont ist, dass sie zu den besten Beiträgen des Heftes gehören. [...]

Herzliche Grüße Ihr Paul Engelmann

Tel Aviv, 11. VI. 64

Von Ihren Aphorismen habe ich einen Teil übersetzt und will Ihnen bald alle schicken. Sie sollten versuchen, sie deutsch drucken zu lassen.

Herzliche Grüße Ihr Paul Engelmann

Engelmanns Übersetzungen aus dem Hebräischen waren gleichsam der Anfang meiner deutschen Aphoristik

Sahadutha

Das Buch ist unter einem Begriff von Ästhetik erschienen. Der Herausgeber war ein später Nachfahre Stefan Georges, der Griechenland mit der Seele suchte, und auch lieber in Griechenland lebte als in Berlin, wo ich ihn kennen lernte.

Dieter Straub verdanke ich das erste Buch, ich wäre nie auf die Idee gekommen, es herauszugeben, obschon Herausgeben *der Idee meines Lebens* zu Grunde liegt.

Ich aber war ein Hebräer in Berlin, und dort vor allem bemüht, meine hebräischen Gedichte auf höheres Niveau zu bringen. Ich lebte nie zuvor, aber auch nicht danach so hebräisch wie in Berlin.

Von *Sahadutha* als Buch kann ich schwer sprechen, weil mir heute seine Entstehungsgeschichte interessanter ist als es selbst. Es ist die Geschichte meines Aufenthalts in Berlin, ein gutes Stück Lebensgeschichte – ins Aphoristische übertragen und insofern „verspurlost“, es müsste also rückerzählt werden.

Es ist gleichsam der nachweisliche Übergang vom Hebräischen ins Deutsche. Eine erneute Ausgabe müsste alldem Rechnung tragen.

Dessen ungeachtet blieb *Sahadutha* auf Jahre hinaus meine Vorratskammer.

Das Buch erschien in 600 Exemplaren und gehört heute zu den begehrten Raritäten. Seine Auswirkung war beschränkt, es fand aber seine Freunde, zu denen Ernst Simon, Ulrich Sonnemann und W. H. Auden gehörten, der die Aphorismen um den Glauben ins Englische übersetzte. Diese schätzte er, weil sie zur Sache mehr als von ihr, und beides, wie er sagte, „unverschmückt“ sprachen.

Die einzige Besprechung des Buches – damals ein Kuriosum, heute ein Dokument, verdient in Auszügen mitgeteilt zu werden:

„Die Sammlung stammt von dem jüdischen Dichter EB [...]. Gegenwärtig stellt er eine umfangreiche *Bibliographia Judaica* zusammen [...]. Diese über-

wiegend bekenntnishaften Skizzen entstanden im deutschen Sprachbereich [...].

Benyoëtz ist ein Dichter von bürgerlich-humanistischer Gesinnung. Sein Werk, in dem er mit geistiger Schärfe für die Bewahrung von Humanität, Frieden, Kultur, gegen Spießertum und die Herrschaft des Geldes – auch in seiner Heimat Israel – eintritt, zeichnet sich durch plastische sprachliche Gestaltung, schneidende Ironie und Satire aus. In der vorliegenden Aphorismen-Sammlung kommt die starke Abneigung Benyoëtz' gegenüber der politischen und geistigen Entwicklung im Westen Deutschlands zum Ausdruck. Es sind Aufzeichnungen, hinter denen sich eine Fülle politischer Anspielungen und beißende Kritik am Kapitalismus verbergen. Wer Freude an blitzenden Gedanken, brillanten Sätzen und geistreichen Pointen hat, dem sei die Sammlung empfohlen“.

H. D. Budde, in: Die Tat [Berlin Ost], Nr. 6 von 7. 2. 1970, S. 10

Von Sahadutha zu den Einsprüchen und zurück

Mit *Einsprüchen*, München 1973, beginnt die Geschichte meiner deutschen Aphoristik, nicht aber die meiner deutschen Autorschaft.

Das Buch trat unter einem Wort *Sahaduthas* an.

Dieses habe ich in der vorgesehenen Neuausgabe gestrichen, und durch ein kurzes ersetzt, nicht jedoch, weil ich es unterschlagen wollte.

Es lautete: „An des Anfangs Ende steht noch immer das Wort:

ausgelebt, nicht ausgesprochen. Laut und Sinn dämmern ineinander.

Jeder von ihnen glaubt, das Jenseits für sich voraus zu haben.

Demut großer Worte, in der wir spurlos, aber verzaubert verschwinden.“

Sahadutha – ein Wort mit Sinn und Klang, in Sinn und Klang gespalten.

Sahadutha – das einzige im Pentateuch vorkommende aramäische Wort, an der Stelle (Genesis 31,47) mit dem hebräischen „Gal-Ed“ wiedergegeben: Steinhäufen des Zeugnisses.

Zeugnis, Bezeugung, Steinhäufen – sie alle gehören zum Sinn, den das Buch, welches so hieß, tragen sollte. Die biblische Quelle, das Fremdwort, der Steinhäufen, machten den neuen Sinn aus. Das Wort, in seiner Sinnträchtigkeit, war unübertrefflich. Darin lag im Kern ein neues Bekenntnis zum Aphorismus.

Es wird sich in der Titelgeschichte meiner Bücher wiederholen.

Das Wort hatte aber auch seinen Klang und dieser war indisch – und darum für die Titelwahl entscheidend.

Wäre mir der Weg ins Deutsche damals geglückt, *Sahadutha* hieße mein Deckname, nicht Benyoëtz.

Was Namen verheißen und bewirken, was den Namen Gewalt über uns verleiht, das habe ich zu prüfen gesucht.

Meine Bücher sind fast alle mit Worten Sahaduthas gespickt, nur zwei davon stehen in „Sahadutha“.

Unentschlossen, Aphoristiker werden zu wollen; entschlossen, kein deutscher Schriftsteller zu sein, wollte ich doch gern Sahadutha heißen.

Das soll die Tatsache nicht verdecken, dass in die „Einsprüche“ mehr als eine Handvoll Aphorismen aus „Sahadutha“ (Berlin 1969) eingegangen ist. Ich wäre sonst 1973 nicht in der Lage gewesen, ein Bändchen von rund sechzig Seiten zu füllen.

Dieser Umstand allein genügt, um die Notwendigkeit einer Überarbeitung verständlich zu machen. Die *Sahadutha* entnommenen Aphorismen, immerhin über 60, mussten an Sahadutha zurückgegeben werden. Damit sind *Einsprüche* um 12 Seiten ärmer geworden. Während ich die Aphorismen zu ersetzen trachtete, kamen mir neue Gedanken, die mir zeigten, was nicht beim Alten bleiben kann, was frisch beim Alten bleiben muss. Sie wussten es besser als ich und haben den Erweis erbracht. In einer neuen Form, die ich den Büchern in Mußestunden also geben konnte, tritt ihre Nähe zu einander klar vor Augen.

Aus der Erinnerung ist ein Buch des Abschieds geworden

Einsprüche war Clara von Bodman gewidmet, und diese Widmung war der Grund seiner Herausgabe

Clara von Bodman

war die wichtigste Freundschaft meines Lebens. Ich habe sie 1966 in ihrem Haus, in Gottlieben, kennen gelernt, und blieb mit ihr bis zu ihrem Tod im Jahre 1982 verbunden.

Für sie habe ich mein Deutsch aufrechterhalten, zehn Jahre einzig für sie auf Deutsch gedacht und geschrieben. „Du bist ich“, sagte ich zu ihr, sagte sie zu mir. Also war's der ideale Weg, mein deutsches Selbstgespräch voranzutreiben. Wir wechselten jede Woche wenigstens einen Brief. Meine Briefe waren selten kurz, sie trugen mehr und mehr Charakterzüge eines deutschen Tagebuchs, in dem ich ihr meine hebräische Gedankenwelt erschloss, denn ich lebte, nach meiner Rückkehr aus Deutschland, 1968, wieder ganz im Hebräischen.

Meine Briefe an Clara von Bodman bildeten auf Jahre hinaus die Quelle meiner Aphorismen. Mein Wort war ein gerichtetes, und der Mensch, an den es gerichtet war, war der richtige. In diesem Wort sind Glück und Dank ausgesprochen.

Nach dem Tod Clara von Bodmans habe ich mich vier Jahre mit der Sichtung unseres Briefwechsels beschäftigt. Diese Beschäftigung, die viele nur verwunderte, war meine späte – und viel später erfolgreiche Schule der Prosa.

Prosa ist eine Poesie für sich.

Das Schreiben Satz für Satz erfordert eine höhere Schule als das Schreiben Wort für Wort oder Zeile um Zeile. Ich ging ungern zur Schule, nun musste ich bei mir und sogar von mir lernen. Es war alles schon da, schon lange da, es fehlte nur das eine „es werde!“.

1973 erkrankte Clara von Bodman ernstlich, ich hatte Grund zur Sorge, und den besten Grund, sie mit einem Buch aufzumuntern. Ich stellte das Büchlein schnell zusammen und wandte mich an Gotthold Müller, der mit Clara von Bodman lange vor mir befreundet war und den Ernst der Lage kannte. Unter

diesen Umständen war er der einzige in Betracht kommende Verleger. So bin ich an Gotthold Müller geraten. Für die Ausstattung holte ich mir bei Charlotte Schmid in Zürich Rat. Das Buch konnte bald erscheinen, mit seinem Erscheinen war auch Clara von Bodman genesen.

„*Einsprüche*“ waren nun da und weckten, ohne es beabsichtigt zu haben, Aufmerksamkeit. Es war keine schlechte Zeit für den Aphorismus in Deutschland; die gute, Lec-gekrönte war schon im Ausklingen, die Canettis wiederum im Kommen. Schwer zu glauben, dass Canettis erste Aufzeichnungen – „Alle vergeudete Verehrung“, in der gelben „Reihe Hanser“ – erst 1970 erschienen sind, ein Jahr nach „Sahadutha“, und dass Canetti selbst erst mit seiner „Provinz des Menschen“, 1973, als Aphoristiker zum Durchbruch und zur Anerkennung kam.

Jahrzehnte später ging mir auf, dass wir im engsten, strengsten, aphoristischen Sinn, Zeitgenossen waren, mit dem Unterschied, dass seine „Provinz“ drei Jahrzehnte umfasste, meine „Einsprüche“ vier Jahre und nur sechzig Seiten.

Canetti hatte ein reichhaltiges Leben hinter sich, ein zweifaches Hauptwerk auf dem Büchermarkt, ich hatte keine Zukunft hinter mir und keine Vergangenheit vorzuweisen; keine Verdienste, keine Werke, keine Gnade, auch keine Fürsprecher, und vor allem: keinen Carl Hanser als Verleger. Als unbekannter Autor, im kleinen Verlag, konnte ich's unmöglich zum Ansehen bringen, mich aber doch ausweisen und stellen. Es gab nur wenige Rezensionen, doch kamen Briefe und aus den Briefen stiegen gesichtsvolle Stimmen, die sich nach und nach freundschaftlich verfärbten. In Tel Aviv war es vor allem Dr. Meir Teich, Herausgeber der „Stimme“, gründlicher Kenner von Karl Kraus, der nicht müde wurde, meine Aphorismen zu loben. Ich konnte zufrieden sein, auch mein Verleger ist nicht ohne Post geblieben

Bremen, 11. Juli 1977

Sehr geehrter Herr Müller,
aufrichtigen Dank für die „Einsprüche“ und die „Einsätze“. Zwei Dynamit-Bücher. Teufel auch! Mehr als drei Aphorismen kann man nie hiervon hintereinander lesen. Selbst das sind meist schon zwei zuviel. Manchmal habe ich mich vor die Stirn geschlagen, weil ich das nicht längst eingesehen hatte. Manchmal habe ich auch geschrieen vor Empörung. Und da habe ich weiter nachgedacht. Und die Empörung hat sich gelegt. Der Widerspruch aber nicht. Eine großartige Lektüre für die ersten Morgenstunden, wenn der Geist noch quickfrisch ist und nach einem einzigen Gedanken lechzt.

Ihr Manfred Hausmann

Schließlich kam auch Gotthold Müller auf seine Kosten:

„Dem Münchner Verleger Gotthold Müller kommt das Verdienst zu, den für mich ausdruckstärksten Aphoristiker deutscher Sprache für die bundesrepublikanischen Leser entdeckt zu haben: Elazar Benyoetz.“ (Hans-Horst Skupy in

einer Sendung des Bayerischen Rundfunks über „die Renaissance des Aphorismus“, 26. VII. 1977)

Über die FAZ erreichte Müller eine Bestellung von 400 Exemplaren der „Einsätze“. So konnte bald die zweite Auflage gedruckt werden

„Einsprüche“ entfaltete die Magie seiner Präsenz. Ich hatte unerwartet ein deutsches Buch in die Welt gesetzt, das erste auf meiner Linie. Die notwendige Kürze war da, es fehlte ihr nur die Noblesse, der unerschrockene Segen der Sprache. Das Deutsch zeigte sich hebräisch generiert.

Das Fehlende lieferte der Jom-Kippur-Krieg.

So gesellten sich die „Einsätze“ zu den „Einsprüchen“

Die Stimme des Alters

Seneca war nicht eigentlich alt, als er seine Briefe schrieb, und sie bewähren sich in der Stimme seiner Bücher bis heute. Er hat an sich etwas Frisches, Belebendes, ins Dasein Rufendes.

Während ich mir sage, ich könnte ihn heute nicht mehr lesen, greift meine Hand nach ihm, wie im Traum. Der Autor ist hin, der Verführer immer noch da, auch wenn es an mir nichts mehr zu verführen gibt.

Ich kann Seneca nicht erwähnen, ohne an Montaigne zu denken; das sind so süße Augenblicke der Jugend, verführend, abenteurerisch: man rückt unmittelbar einer hohen Gesellschaft nah, befindet sich unter Geistern, die es verstehen, unauffällig kunstreiche Selbstgespräche zu führen, nicht anmaßend – maßgeblich.

Sie sind die Welt, in dieser wollte ich aufgewacht und aufgewachsen sein

Das wäre ein gutes Beispiel für das Verkehrte in meinem Leben.

Obwohl auf Erziehung bedacht, war das Schreiben Senecas von Grund auf doch ein „Altersschreiben“, zum Trost des Alters und des allmählich aus dem Leben Scheidenden.

Wer sich dem Leben nur in der Betrachtung verbindet, wird, wenn die Zeit gekommen ist, die Bande leicht lösen können; wer auf den Grund seines Lebens kommt, wird seinen Boden verlassen können; wer also in Weisheit lebt, der versteht es auch, in Anstand zu sterben.

Jetzt sollte bei mir Senecas Zeit angebrochen sein, und siehe:

sie ist vorbei

Die Wahl, die man trifft, sagt nichts über ihre Vortrefflichkeit aus

Meine große Liebe war die hebräische Sprache, meine Geliebte ist die deutsche geworden; die Liebe erwies sich als teilbar.

Das an mir immer jung Bleibende ist mein Deutsch, mein Hebräisch weicht mühsam dem Alter.

Die deutsche Sprache passte sich mir an, doch habe ich nicht das Gefühl, ich hätte sie judaisiert: sie ist dieselbe geblieben, die Mendelssohn, Kraus, Lasker-Schüler und Kafka geliebt haben – ohne Grund als aus ihrem eigenen, jüdischen.

Mir ist, als würde die eine Hälfte meiner Person für die andere Hälfte schreiben, ein Leben lang, das halbe Leben, das Halbe der einen Hälfte, die Hälfte eines Halben, halbhälft, hälftthalb

Mein Großvater Kohelet, wie ihn der junge Theodor Nöldecke erlebte

„Die hebräische Sprache war wenig geeignet, Feinheiten eines mehr philosophischen Gedankenganges auszudrücken; es fehlte da an feinen Partikeln, die das Verhältnis der einzelnen Sätze zu einander andeuteten, und an manchen anderen Erleichterungen einer abstracten Darstellung, wie sie der griechischen und deutschen Sprache in so reicher Fülle zu Gebote stehen.

Zu einer ebenmäßigen Entwicklung seiner Gedanken fehlte Kohelet auch die innere Ruhe. So bleibt denn eine allerdings im Ganzen prosaische Form, welche aber in der Unruhe des Ausdrucks, in der größten Selbständigkeit der einzelnen Absätze, oft auch in der spruchmäßigen, concreten Ausdrucksweise an die Spruchpoesie erinnert. Einige Abschnitte enthalten wirklich ganze Spruchreihen. Der Parallelismus der Gedanken und Worte, das Hauptzeichen hebräischer Dichtung, erscheint nur selten, aber die concrete und energische Ausdrucksweise hebt sich doch mitunter zu wirklicher Poesie. Namentlich ist in dieser Hinsicht der Anfang des Buches hervorzuheben. Nicht so poetisch kann ich die etwas zu weit ausgespannene Allegorie finden (12, 3 f.), wenn auch gerade der Eindruck dieses ganzen Abschnittes ein entschieden ergreifender ist“. (Theodor Nöldecke, Die Alttestamentliche Literatur, Leipzig 1868, S. 174 f.)

Aphorismen – in Antwort gestellte Fragen

„Haben Sie eigentlich je ein Fragezeichen gesetzt?“ Katharine Heyden

Denkt man in Fragen, ist es Zeichen genug. Fragen kommen mit sich allein zurande, füllen, wenn sie stimmen, randvoll den Satz. Darüber kann man sich nicht täuschen. Wohin gehören die Zeichen? In eine faule Lesekultur oder in die Ästhetik der Schreiberstube. Notbehelf für Menschen, die ihre Fragen nicht stellen, sondern mit der Nase darauf gestoßen werden; für Menschen, die auf der Suche bleiben, weil sie nicht merken, wo überall oder wo immer noch gefragt wird. Manchmal hat ein Satz das Schwanken in sich, dann zögere auch ich – und setze ein Zeichen hin. Der Gedanke wird in Zweifel gezogen, ich gerate in Fragwürdigkeit und versuche, mich herauszuschlängeln. Gelingt es mir nicht, bleibt mein Gedanke ein gezeichneter.

Alle Zeichen sind gut für Kinder, heißt es. So werden sie besser zum Lesen angeleitet, wissen wie zu fragen ist, wo man am besten seine Frage anbringt, und ob gesteigert, gedämpft oder – später im Leben – ironisch.

Dem allerdings widersprechen jüdische Kinder.

Der umfangreiche Talmud ist ohne Strich und Punkt. Und er ist doch die Welt, mit der sich das Kind auf halbem Weg trifft. Die andere Hälfte, die schlan-

kere – die Bibel – lebt bis heute, kurz und gut – ohne Fragezeichen, und ist doch der Fragen voll.

Kommt man in seinen Denkrhythmus hinein, findet man alles in Ordnung, wie Auf- und Untergang. Um bei der Übung des Verstandes zu bleiben (Talmud), singt man sich hinein, aber auch heraus, wo man Schwierigkeiten wittert und es zum Stocken kommt. Man bleibt am Denken und in ihm, weil man sich auf dieses Lied vom Lernen verlassen kann. Es ist eine fortgesetzte Entsteifung; man hat alles bei sich, den Sinnsang und die Bewegung. Man wehrt sich nicht nur „mit Händen und Füßen“, man erobert auch mit ihnen. Wer etwas zu sagen hat, sagt es auch mit Händen. Die Stimme spricht, weil sie scheinbar von oben kommt, uns das Oben erschließt und mit ihm verbindet. Aber für das Unten, für das Lied von der Erde, muss der ganze Körper erhalten. Im Psalm 35, 10 heißt es לֹכְדֵי יְהוֹמָצֵי הַנֶּרְמָא „Sprechen werden all meine Gebeine, Oh Du, wer ist dir gleich ...“ (Buber); „Alle meine Gebeine müssen sagen ...“ (Luther)

Wir nehmen das wörtlich, gebeinlich – im Gebet sowohl wie im Lernen.

Und dieser so oft versagende Körper muss auch in den Satz hinein, dass der Leser ihn spüre – und die Spüre verfolge

*Nicht nur dem Satz, auch der Pointe
setzt der Punkt ein Ende*

Abschwächung und Verstärkung eines Motivs sind unscheinbare Formen, die weder als Wiederholung noch als Variation zu behandeln sind. Sie kommen rein in Betracht, weil sie nur zu denken geben

Heilige Texte sind ohne Strich und Punkt. Die Weisung ist eine Weise (= Melodie) – man singt sich hinein – das heißt gelernt.

„Deine *Rechte* sind mein Lied“ (Psalm 119, 54), übersetzt Martin Luther;

„Harfenweisen werden mir deine *Gesetze*“, verdeutscht Martin Buber;

Paul Rießler: „Zu Lobesliedern werden mir deine *Ordnungen*“;

„Gesänge sind mir worden Deine *Satzungen*“, heißt es bei Simon Bernfeld und wiederum bei Emil Cohn; „Deine *Worte* sind mir zu Liedern geworden“, heißt es bei Hans Bruns.

König David sagte es mit vier Worten und wurde dafür gerügt. War es nicht voreilig und billig, Rechte, Gesetze, Ordnungen, Satzungen, Worte – für Lieder, Lobeslieder, Gesänge, Harfenweisen auszugeben? Gesetze sind kein Saitenspiel, Satzungen kein Singsang; Rechte sind nicht einfach zu verliedern.

Was mochte sich David wohl gedacht haben!

Er wurde von den Späteren gerügt, seine Methode aber beherzigt, sie hat sich durch die Jahrtausende auch bewährt. Aus den „Harfenweisen“ ist ein *Sinnsang* geworden, das jüdische *Lernen*.

Sieht man sich die meisten deutschen Übersetzungen an, kommt man allerdings nicht auf den Gedanken, es gehe um Grundlegendes. Für das *Unscheinbare* haben *erscheinungstüchtige* Christen wenig Sinn. Doch Übersetzungen sind ein

Thema für sich, und nicht minder grundlegend; sie sind eben hin- oder wegführend. Nun bin auch ich von mir selbst weggekommen, wollte ich mit diesem Abschnitt doch nur sagen, dass mich das Setzen eines Punktes schmerzt, weil meine Schule des Denkens diese Hemmung nicht kannte

Über kurz oder lang geht's um Leben und Tod
Oder: *Hippokrates und Kohelet*

*In memoriam Süssman Muntner**

Hippokrates hat die Kürze weder erfunden noch entdeckt, leitmotivisch aber auf die Zeit bezogen – und mit einem majestätischen Eröffnungssatz thematisiert.

Sein erster Aphorismus ist schon ein Buch vom Menschen, dem die Krone gebührt.

Sein Thema ist ein Grundakkord Kohelets, der König war über Israel in Jerusalem. Doch sind seine Worte – „Diwräj Kohelet“ – keine Aphorismen, obschon er die Menschen, wenn auch anders als Hippokrates, seziert.

Dass Hippokrates einer späten Gattung die frühe Bezeichnung gab, ist von Bedeutung; dass er mit dem ersten Aphorismus der Gattung den Weg zu hohem Rang wies, ist von hohem Sinn; so bleibt der Aphorismus an den Mann gebunden, der Arzt war und ein Bild hatte von einem ganzen, heilen, gebrochenen, schwachen, fiebrigen, zerfallenden, unter allen Umständen heilsbedürftigen Menschen. Dieses Bild vom Menschen bleibt vorbildlich, solange Hinfälliges auf Verbindlichkeit hoffen darf

Kohelet hat ein ganzes Bild, ein Bild vom Ganzen, er geht mit dem Menschen durch alles ihn Verzehrende – vom hohen Thron bis zum Absturz, bis in den Staub hinein. Satz für Satz, durch dick und dünn, Bild um Bild, nichts verschönend, nichts beschönigend, geradewegs und rundherum, mit offenen Fragen seine letzte Würde hütend. Seine Bitterkeit ist von süßem Klang und ohne Verachtung. Er setzt sich zum Menschen hin, predigt nicht über ihn hinweg; er spricht nicht zur Sache, sondern von der Sache zu ihm.

Das macht ihn zum Glücksfall; das ist auch seine Bedeutung für mich.

Ihm war es gelungen, ein Buch literarischer Entschlossenheit aus Selbstgefühl und Mitleid zu schreiben, mit einem Blick, der in der Lage war, die Lichtverhältnisse zu klären, in alle Satzgefüge einzuführen und zu ordnen.

Unter der Sonne ist immer Tag und alles wird bei Licht besehen, unter der Sonne – besehen, besprochen, bewertet

Im Einklang ist eine Sache, in Übereinstimmung eine andere

Sinn erfüllt sich, so auch mein Name, Benyoëtz, den ich mir zulegte, um ein hebräischer Dichter, im Geist des Hebräischen sein zu können. Koppel wäre es schwerlich geworden, obwohl er unleugbar Verfasser meiner ersten Gedichte war.

Auf das schwache Versprechen sollte ein handfestes Einhalten folgen

Paul Koppel
wurde beseitigt
und kaltgestellt

Und Benyoëtz?
Handfester geworden,
haltlos geblieben

Nun ist er das, was Rosenzweigs und Bubers Bibelübersetzung werden sollte:
das Hebräische im Deutschen – nicht so kraftvoll, auch nicht so gewaltsam.
Das könnte er allerdings leichter vorzeigen als nachweisen

„Diese war nun die erste sonderbare romanhafte Reise, welche Anton Reiser tat,
und von der Zeit fing er eigentlich an, seinen Namen mit der Tat zu führen.“

Indes stellt sich die Frage, ob Paul Koppel, der Kaltgestellte, nicht auch im Deutschen überwinterte, ja, war nicht just er mein deutsches Winteridyll im sonnigen Jerusalem, mit einem hebräischen Namen überhaucht, überglänzt, überschillert.
Da war ihm plötzlich Gott ausgegangen

Mit einem Satz ist man am Ende, nicht am Anfang

„Das Ende eines Dinges ist besser denn sein Anfang“ (Kohélet 7, 8)
Aphorismus – Endsagung

Über den Sinn der Sprache entscheidet der Satz, nicht das Wort.
Mit einem Satz ist das Wort festgelegt

Die Sprache überzeugt, nicht der Glaube

Gott spielt keine Rolle, „Er ist im Himmel und du auf Erden“:
Schau dich um und sieh dich vor.

Sei redlich mit deiner Rede und spucke deine Sprache nicht aus, denn auch die geringste Sicherheit, um die du betest, bekommst du nicht ohne sie.

Bilde dir nicht ein, die Sprache beherrschen zu können; doch kannst du sie bestimmen, wenn du nicht verstummst.

Sprichst du nicht viel und bleibst du dem Wenigen treu, kommst du glimpflich, gerade noch gottfürchtig davon. Davon? Wenn du nicht fragst, wohin.

In jedem Fall wirst Du gerichtet. Taten und Worte haben in sich das läuternde Feuer, die vernichtende Säure; auch das Bleibende hat die es auffressende Säure in sich. Du tappst im Dunkeln und verschwindest in der Finsternis. Erkenntnis ist bitter, sie ist die Intimität des Todes, das Licht aber ist süß.

Alles hat seine Zeit und du dein Kommen und Gehen.

Bleibst du aber im Bild, hast du umsonst den Rahmen gesprengt.

Mache keine Bücher ohne Ende, dein Schreiben sei bleiblich

Am Flugsandhafen Zeit geht Kohélet an Bord und tritt seine Raumschiffsfahrt an

Die rückfällige Vorsehung

Oder:

Gehe ich über die Grenze, wechsle ich meine Pferde

Vom ethischen Standpunkt, rein ästhetisch betrachtet, ist es der größte Jammer, wenn man seine schönsten, jüdischen wie arabischen Pferde zu Tode reitet

Die rollenden Steine der Geschichte lassen die Berge noch eine Weile Berge sein

* S. Muntner, Kolomea 1897 – Jerusalem 1973, war Professor für Geschichte der Medizin in Jerusalem. Er gab u. a. die medizinischen Schriften Maimonides' in zehn Bänden heraus, ich half ihm bei der Erstellung der Register. Er war mein Arzt und mein Freund; seine Übersetzungen deutscher Dichter hat er mir überantwortet. Er war klein, drahtig, sportlich, unermüdlich, unerschöpflich, auch in seiner Liebe zur Poesie der alten Griechen. Er war kinderlos und mit seiner ebenso kleinen, großäugigen Nelly glücklich. Sie selbst, eine geborene Taussig aus Brünn, sprach bis zuletzt lieber Deutsch als Hebräisch. Muntner sprach nur leise und benahm sich dadurch die Möglichkeit, Menschen zu reizen, zu beleidigen oder zu erschrecken. Als Armenarzt bekannt, war er von den Frommen Jerusalems verehrt, die er in anmutigster Weise kostenlos behandelte. Von Maimonides übersetzte er ins Deutsche „Regimen Sanitatis oder Diätetik für die Seele und den Körper.“ Basel/New York 1966.

Hilde Domin ist tot

I

*Was sich verjüngen will,
muss sein Alter haben*

Wird man mitgenommen,
hat man alle Zeit

Man hat seine Jahre;
alt wird man nur
in Erinnerung seiner Jugend

II

„Was ich dir bedeute,
das werde ich dir
nicht mehr sein können“

Pechvogels Glückspilz,
Kleeblatt
und Strohhalme

„Sei getrost,
was immer wir
auch erreichen,
wir denken
an das Versäumte.
Du hast genug zu denken
und wirst vielleicht
so alt wie ich“

Ich kann nichts mehr
gut machen,
aber schön

III

Schwer ist es,
zu Wort zu kommen,
schwerer noch –
in das Wort hinein

Ein Wort,
aus dem Stamm
der Widerständler,
nur der Axt nachgebend

IV

Ein Abgrund,
hochgejubelt

Ein Blick,
glasiert,
hinhörig

Ein Wort,
von seinen Buchstaben
verworfen

V

*Wir traben hoch,
wir graben tief*

Es liegt ein Schmerz
in jedem Buchstaben,
der sich zur Liebe
fügt

Was wir missen,
was wir haben,
wird in diesem einen Wort
zum tiefen Graben

VI

*Als mich das verlässlichste Wort
verlassen hat:*

Auch der Frieden erscheint
in voller Rüstung
und nicht in Taubengrau

Der Glaube
versetzt Berge,
den Ölberg ausgenommen